



So ähnlich wie Trumps Frau

Schon auf dem Gang ihrer Station hört sie das Telefon schrillen. Im Arztzimmer wirft Karin den Rucksack auf die Untersuchungsliege, zerrt den Fahrradfüstling von der rechten Hand und greift nach dem Hörer. Ines, die Stationschwester. Ob sie Frau Doktor kurz sprechen könne. Persönlich. Dringend.

»Hat das nicht Zeit, bis ich umgezogen bin?« Morgens braucht Karin einen Augenblick Ruhe vor dem Tagestrubel. Und möglichst einen Kaffee. Als sie in den Kittel schlüpft, stürmt Schwester Ines ins Dienstzimmer, drückte Karin eine Keramiktasse mit Kaffee in die Hand und fordert sie auf, sich zu setzen. Karin nimmt die Tasse in beide Hände und bleibt stehen. »Danke! Was gibt es zu beichten?«

Ines schaut an ihr vorbei. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Seit zwei Jahren bin ich Stationsärztin, haben Sie mir jemals einen Kaffee gebracht?«

»Bitte, Frau Doktor, setzen Sie sich!«, wiederholt Ines. »Es ist etwas Trauriges passiert. Beim Rundgang zum Fiebermessen hat die Nachtschwester am frühen Morgen Frau Dr. Stern tot in ihrem Bett aufgefunden ... Dabei hat die Patientin noch beim letzten Check kurz nach Mitternacht friedlich geschlafen.«

Karin fällt der Kaffeelöffel aus der Hand. »Das kann nicht sein, gestern Abend war ich noch bei ihr, da ging es ihr blendend.«

Die Schwester hebt den Kaffeelöffel vom Boden auf und reicht ihn Karin; die bedankt sich und steckt den Löffel in den Mund. Wie durch einen Wattenebel hört sie, die Angehörigen seien im Zimmer der Patientin, der Sohn latent vorwurfsvoll, ob sie Frau Doktor als Zeugin begleiten solle. Karin lehnt dankend ab.

Doch nicht Henny! Zwar ist das Sterben alltäglich in der Onkologie, meist kommt der Tod nicht überraschend, doch bei Henny schien er nicht akut in Sicht. Noch nicht. Was hatten sie übersehen?

Henny, früher ihre Hausärztin, nun ihre Patientin seit zwei Jahren. Diagnose: diffus großzelliges B-Zell-Lymphom* ICD-10-Code*: C83. Als sie Karin bei der Aufnahme mit »Frau Doktor« ansprach, hatte die protestiert, sie solle doch bitte beim Du bleiben, so wie früher.

Früher – das war Karins Kindheit, damals hatte Henny die gesamte Familie ärztlich betreut. Über Jahrzehnte wurde alles, was wehtat, wieder gut, wenn Henny sich dessen annahm. *Cariño* hatte sie Karin bei der ersten Spritze genannt und sie beim Piksen mit der Erklärung abgelenkt, das heiße *Liebling* auf Spanisch. Henny war es auch gewesen, die Karin auf dem Rückweg in ihre Körperlichkeit begleitete, als sie in der Pubertät

in eine Phase der Magersucht abzudriften drohte. Und Henny hatte sie beim ersten heftigen Liebeskummer in den Arm genommen. »Tut mir leid, Cariño, dagegen helfen keine Pillen, aber es gibt eine Medizin, die wirkt immer: ein neuer Lover.«

Auf Karins Bitte, sie weiterhin zu duzen, hatte Henny vor zwei Jahren geantwortet: »Nur wenn du es auch tust.« Sie hatten gemeinsam gelacht und für einen Moment das Damoklesschwert der Diagnose vergessen. Dann war Henny wieder ernst geworden. »Sei bitte ehrlich, falls du dich befangen fühlst, deine alte Hausärztin zu behandeln. Ich habe volles Verständnis, wenn du die Therapie nicht selbst übernehmen willst!«

»Quatsch, Henny! Früher *du*, ab jetzt *ich*!«

Chemotherapie und Bestrahlung hatten zu einer Vollremission* geführt, jedoch nur für ein knappes Jahr. Mit stoischem Optimismus stand Henny die zweite Behandlung durch. Erst vor Kurzem, als man anlässlich einer beginnenden Lähmung einen Befall von Kleinhirn und Hirnhäuten festgestellt hatte, geriet ihr Kampfgeist ins Wanken. Nach längeren Gesprächen mit ihrem Sohn Georg und der Tochter Angelika hatte Henny jedoch beschlossen, sich weiter behandeln zu lassen, um »noch ein bisschen Zeit zu schinden«.

Erneut schien die Therapie anzuschlagen. Bis zur kürzlichen Aufnahme, war es Henny gut gegangen.

Karin trinkt den Kaffee aus und zieht sich um. Fährt den Computer hoch und klickt sich in die Akte Dr. Henriette Stern.

In der Vorwoche war die Patientin mit dem Verdacht auf eine akute Blutung im Magen-Darm-Trakt eingeliefert worden, mit einem Hämoglobinwert von sieben Gramm pro Deziliter, nachdem er zwei Wochen zuvor noch bei zwölf gelegen hatte. Abgesehen von dem Mangel an rotem Blutfarbstoff waren die Laboruntersuchungen ohne Befund, auch gab es keinen Hinweis auf tumorbedingtes Versagen des Knochenmarks. Die gynäkologische Untersuchung war ebenfalls unauffällig. Auf Nachfrage gab Henny zu, sie habe schon eine Weile ein bisschen Teerstuhl* gehabt, aber vermutet, das komme von den neuen Eisentabletten oder vom häufigen Nasenbluten; deshalb habe sie es nicht weiter beachtet. Auch die HNO-Kollegen konnten nichts finden.

Karin hatte nachgehakt, der charakteristische Teerstuhlgeruch könne ihr auf der Toilette doch wohl nicht entgangen sein? Henny hatte nur gelacht.

»Wer hängt schon den Kopf über die Schüssel und beschnuppert seine Produktionen?«

»Bitte *was* hast du noch mal studiert?!«, hatte Karin sie gefragt und bloß ein versonnenes Lächeln geerntet.



In Zimmer 17 liegt ein Hauch von Hennys Parfum in der Luft und mischt sich mit dem Duft der Aromalampe, die brandschutzkonform auf dem Nachttisch leuchtet, eine Alternative zu den verbotenen Kerzen.

Henny hält eine weiße Orchideenblüte in den gefalteten Händen. Sie trägt ihren türkisfarbenen Seiden-satin-Pyjama und sieht unglaublich friedlich aus – ein Eindruck, den selbst die Bandage nicht stört, mit der man ihr das Kinn hochgebunden hat, um das Offenstehen des Mundes zu verhindern.

Georg, Hennys Sohn, sonst stets businessmäßig gekleidet, trägt ein gestreiftes Jackett und eine karierte Hose, die Krawatte sitzt schief, und er ist unrasiert. Augen und Gesicht der Tochter Angelika sind tränenverquollen, ihr schwarzer Zopfmusterpulli verbirgt zeltartig die schmale Gestalt, und die Haare hat sie achtlos mit einem Gummi zusammengerafft.

»Gestern habe ich noch mit Mutter telefoniert.« Sie wickelt ein Papiertaschentuch um den linken Mittelfinger. »Sie hat gesagt, es ginge ihr gut. Und sie hätte auch diese Darmstörung nicht mehr, sie hat das auf Medizinerlateinisch gesagt, es klang so ähnlich wie Trumps Frau. Also, ich meine, wie ihr Vorname.«

»Melania?«, fragt ihr Bruder. »Was soll das denn heißen?«

Karin bleibt ernst. »Sie meinen Meläna, auf Deutsch Teerstuhl. Wenn im oberen Magen-Darm-Trakt eine

Blutung auftritt, beispielsweise durch ein Magengeschwür, so reagiert der rote Blutfarbstoff mit der Magensäure, und es entsteht Hämatin, das dem Stuhl seine charakteristische schwarze Farbe verleiht und ihn klebrig wie Teer macht, daher der Name.«

»Aber das muss doch eine Ursache haben, die man verorten und beheben kann«, knurrt Georg, ein renommierter Diplom-Ingenieur, wie Henny kürzlich stolz erzählt hat.

»Genau. Deshalb haben wir Magen und Darm intensiv und sorgfältig gespiegelt, konnten aber leider keine Blutungsquelle ausmachen.«

»Woran ist unsere Mutter denn verdammt noch mal dann gestorben?«

Mit letzter Sicherheit sei das nur durch eine Obduktion zu beantworten, erklärt Karin. Die Patientin habe an einer fortgeschrittenen, bösartigen Erkrankung gelitten, und im Alter von über siebzig Jahren seien Herzinfarkte, Lungenembolien oder auch Schlaganfälle keine Seltenheit. Sie senkt den Kopf. »Möglich ist auch, dass die Blutung, deren Ursache wir leider nicht entdeckt haben, erneut aufgetreten ist.«

Georg schnaubt. »Wir haben ein Recht zu erfahren, was da passiert ist. Wenn *Sie* schon nichts finden, will ich vom Pathologen die Todesursache wissen. Wir bestehen auf einer Obduktion.«

»Spinnst du? Nur über meine Leiche«, faucht seine Schwester und sieht Karin anklagend an. »Warum setzen Sie meinem Bruder so einen Floh ins Ohr? Würden Sie etwa wollen, dass man einen nahestehenden Menschen aufsägt und ihm das Herz rausschneidet? Woher weiß man überhaupt bei einer Obduktion, dass jemand wirklich tot ist?«

Eine wiederkehrende Frage, Ausdruck der kreatürlichen Furcht vor dem Schattenreich zwischen Leben und Tod, in dem nur feierliche Rituale die Transition erleichtern, den Lebenden mehr als den Toten. Karin kennt das schauernde Zaudern Angehöriger vor einer Obduktion, ihre Angst vor Verstümmelung eines geliebten Wesens, dessen Präsenz man noch spürt, auch wenn die messbaren Signale des Körpers verstummt sind.

So versichert sie der Tochter, die moderne Medizin könne den Tod zweifelsfrei feststellen, da jeder lebende Organismus Ströme produziere, zum Beispiel den Herzschlag als EKG oder Hirnströme im Elektroenzephalogramm. Zeige sich dort über längere Zeit eine Nulllinie, so könne man sicher sein, dass das Leben unwiederbringlich vorbei sei.

Angelika scheint nicht überzeugt. Sie starrt auf das Taschentuch und reißt es in vier gleich große Stücke. »Und dann kann man auch sicher sein, dass der Körper beim Reinschneiden keinen Schmerz fühlt?«

Georg nimmt Karin die Antwort ab. »Angie-Baby, was für eine dämliche Frage. Dir als Physiotherapeutin sollten die Basisfunktionen des menschlichen Körpers doch geläufig sein!« Er formt ein Oval aus Daumen und Zeigefingern. »Stell dir eine Glühbirne vor. Die leuchtet nur, wenn elektrischer Strom durchgeht. Sobald aber der Glühfaden kaputt ist, kann der Strom nicht mehr durchfließen, und es bleibt dunkel. So ist das mit Schmerzen auch: Wo nix fließt, tut auch nix weh.«

Angelika wirft die zerknüllten Reste des Taschentuches knapp neben den Papierkorb. »Aber wozu soll das gut sein? Unsere Mutter hat uns immer wieder erklärt, dass ihr Lymphom unheilbar ist und dass sie irgendwann daran sterben wird. Wir müssen Mama loslassen. Was für einen Sinn soll es haben, einen toten Menschen aufzuschneiden, wenn man ihn doch nicht retten konnte?«

»Klarheit, verdammt.«

Karin legte ihr die Hand auf die Schulter. »Da hat Ihr Bruder nicht unrecht. Erst die pathologische Untersuchung liefert uns definitiv Auskunft darüber, ob unsere Diagnose richtig war und was die Therapie bewirkt hat. Und auch, was letztendlich die Todesursache war. Das wüssten wir als behandelnde Ärzte selbst gern. Aber natürlich tun wir nichts gegen den Willen der ...«

Angelika springt auf und reißt Hennys Kleiderschrank auf. »Mamas Willen! Ihre Patientenverfügung

hatte sie immer in der Handtasche, falls etwas passieren sollte ...«

Georg steht ebenfalls auf. »Unsere Mutter wäre die Letzte, die etwas gegen eine Autopsie hätte, sie war schließlich Ärztin. Sie hat immer gesagt, es gibt viel zu viele unklare Todesfälle, und die Lebenden sollten von den Toten lernen.«

Angelika durchwühlt Hennys Handtasche und zerrt ein zerknittertes Papierbündel aus dem Seitenfach. Triumphierend hält sie ihrem Bruder die letzte Seite vor die Nase, das Blitzen in den Augen fegt die Verzweiflung aus ihrem Gesicht. Unter dem gedruckten Text der Patientenverfügung steht handschriftlich und doppelt unterstrichen: *Keine lebensverlängernden Maßnahmen! Keine Obduktion! Kein Sarg! Bitte Urnenbestattung!*

Georg lässt sich auf den Bettrand fallen und sackt in sich zusammen. Seine Worte klingen stimmbrüchig. »Ach, Mama. Ohne dich ist alles grau.« Unvermittelt wird er von einem Schluchzen geschüttelt, dessen Heftigkeit Hennys Bett vibrieren lässt. Er streckt die Hand nach der Wange seiner Mutter aus, zuckt jedoch zurück, als er die Bandage berührt. »Das ist so, als hätte man in unserem Garten den alten Kirschbaum mit Papas selbst geschnitztem Baumhaus herausgerissen, zu dem wir als Kinder immer geflüchtet sind, wenn wir taurig waren, oder ängstlich, weil wir mal wieder etwas angestellt hatten«.

Seine Schwester stellt sich vor ihn, er vergräbt sein Gesicht in ihrem Bauch. Sie drückt ihn an sich, wiegt und streichelt ihn, murmelt Unverständliches. Die beiden Frauen tauschen über seinen Kopf einen Blick, ein winziges Lächeln. Nach einer Minute steht Georg abrupt auf, nimmt Angelikas Kopf in beide Hände und bettet ihn an seine Schulter. »Hast ja recht, wir müssen Mama loslassen. Wer weiß, was ihr erspart geblieben ist.«

»Das stimmt«, schaltete sich Karin erleichtert ein. »Die Krankheit war in einem fortgeschrittenen Stadium, auch wenn es ihr momentan gut ging. Und sie ist friedlich eingeschlafen, nachdem sie gestern Abend noch völlig beschwerdefrei war – und ganz heiter. Sie hat mir sogar einen Schampus geschenkt für eine besondere Gelegenheit.«

»Typisch Mama, sie hat immer gesagt, Schampus wäre kein Alkohol, sondern ein Kreislauftonikum«, schluchzt Angelika und lacht unter Tränen.

Georg nickt und wischt sich mit dem Ärmel über die Nase. »Ich wette, unsere Mutter würde sich eine rauschende Party wünschen, mit Strömen von Champagner statt Leichenschmaus.«

Die Geschwister lösen sich aus der Umarmung und wenden sich simultan Karin zu. »Bitte, Frau Doktor, Sie müssen auch kommen. Mama hat immer gesagt, Sie wären ihr Schutzengel.«

Karin kämpft die Tränen zurück; Profis heulen nicht im Dienst. Diesmal verliert sie den Kampf und findet sich in einer Umarmung zu dritt.



Endlich Freitag, Feierabend, kein Wochenenddienst, Dinner Date mit dem Lover. In den Tagen nach Hennys Tod musste Karin gegen ganz ungewohnten Überdross kämpfen, ein Gefühl der Vergeblichkeit ihres Tuns, das sie selten erlebt.

Sie streift die Schuhe ab und wirft die Post auf den Couchtisch. Bis auf Hennys Champagner ist der Kühlschrank Wüste, der Grapefruitsaft fast leer, also kocht sie Ingwertee.

Auf der Couch legt sie die Füße hoch und greift nach dem Poststapel. Das Übliche: Rechnungen, Werbung, eine Einladung zum Krebskongress. Nur einen wattierten Umschlag kann sie nicht zuordnen, die Adresse ist handgeschrieben, die Schrift erscheint Karin flüchtig bekannt, aber nicht vertraut. Kein Absender außer den Initialen H. S.

Mit einer Ahnung öffnet sie den Umschlag. Ein Buch fällt heraus, Titel *Abschiedsfarben*, Kurzgeschichten von Bernhard Schlink. Ratlos liest sie den Klappentext. Dann erst sieht sie den Brief.

Mi Cariño,

ich weiß nicht, ob ich Dir mit diesem Brief Unzumutbares aufbürde oder Dich von einer Bürde befreie, die Dich sicher belastet. Du kennst mich gut genug, um zu wissen, dass ich mir Letzteres wünsche. Vorab möchte ich eine Frage beantworten, die Du Dir sicher in den vergangenen Tagen gestellt hast.

Nein, Du und Deine Kollegen, Ihr habt nichts falsch gemacht.

Nein, Ihr habt auch nichts übersehen.

Ich bitte Euch ausdrücklich um Entschuldigung, vor allem Dich, meine Ärztin, Freundin und Wegbegleiterin durch die zwei Krankheitsjahre. Verzeiht mir das Kopferbrechen, das ich Euch bereitete, indem ich Euch heimtückisch hinters Licht führte.

Mein Tod war ein gründlich geplanter Suizid.

Ich bitte um Verständnis, dass ich nicht preisgeben möchte, welchen Drogencocktail ich für die Zweckentfremdung Eurer Infusion gewählt habe – meine Furcht vor Nachahmung ist fast schon abergläubisch. Ihr werdet die Antwort auch nicht bei einer Obduktion finden, denn die habe ich ganz gegen meine sonstige Überzeugung abgelehnt. Aber sei versichert, dass ich lange genug Ärztin bin, um diesen Schritt effektiv und friedlich zu gestalten. Allerdings bedurfte es dafür eines intravenösen Zugangs, und ich wollte nicht riskieren, dass man mich Tage nach meinem Ableben mit Kanüle im Arm in meiner

Wohnung findet. Deshalb brauchte ich als Alibi die ärztlich verordnete Infusion, und ich wusste, wo ich die bekommen würde, vorausgesetzt, es gäbe eine Indikation zur Klinikaufnahme. Zum Beispiel den Verdacht auf eine akute Blutung. Mein Hausarzt war nach der Blutabnahme ganz erschrocken über das niedrige Hämoglobin ...

Das folgende unappetitliche Detail kann ich Dir nicht ersparen und gestehe es nur, weil ich weiß, dass Du darüber grübelst, was die Ursache dieser Blutung war und wo der Teerstuhl herkam. Ich habe mich selbst zur Ader gelassen, dann einen großen Schnaps getrunken, Ondansetron* eingeworfen, mir die Nase zugehalten und eine Tasse meiner Blutspende runtergekippt, gefolgt von einem zweiten Schnaps. Nicht zu erbrechen war das Schwierigste.

Euer Labor stellte erwartungsgemäß den erniedrigten Hämoglobinwert im Blut und Teerstuhl fest, aber Du hattest – wider Erwarten – keine Chance, bei der Endoskopie die Blutungsquelle zu finden, was Dich sicher geärgert hat. Sorry.

Um die Antwort auf Deine nächste Frage werde ich mich nicht drücken: die nach dem Warum. Sie ist schnell gegeben. Derzeit geht es mir gut, Ihr habt den Hirn- und Rückenmarksbefall effektiv in den Griff bekommen. Kurzfristig.

Über meine langfristige Prognose sind wir uns einig. Es war immer mein schlimmster Albtraum, als enthirn-

ter Pflegefall zu enden. Jetzt kann ich noch abtreten, solange das Leben schön ist; meine 71 Jahre, auf die ich ganz überwiegend gern zurückblicke, machen mir die Abkürzung leichter.

Warum auf diese Art? Weil ich ein Versprechen gebrochen habe und das vertuschen will.

Nach Diagnose meines ersten Rezidivs hatte ich einen Durchhänger und habe gegenüber meiner Tochter in einem Telefonat die Option selbstbestimmten Sterbens erwähnt. Das war ein affektinkontinenter* Ausrutscher nach einigen Gläsern Wein – und damals noch nicht wirklich ernst gemeint.

Angelika geriet in aktionistische Panik und stürmte mir eine Stunde später die Bude mit ihrem ebenso völlig verstörten Bruder im Schlepptau. Die beiden nahmen mich stundenlang in die Mangel. Ein Selbstmord würde ihr Leben ruinieren, nach dem frühen Tod ihres Vaters sei ein Verlust der Mutter sowieso kaum zu verkraften, schon gar nicht als mutwilliger Akt. Lebenslänglich würde sie das Schuldgefühl quälen, mich nicht abgehalten zu haben. Und was sollten sie den Enkeln erzählen? Suizid sei außerdem feige und ein Eingriff in die Hoheitsrechte des Schöpfers (Angelika) oder des Schicksals (Georg). Ich sollte ihnen in die Hand versprechen, mich nicht umzubringen.

Irgendwann lagen wir uns alle heulend in den Armen, und ich hab's versprochen. Zum Schluss setzte mich

Georg erneut perfide unter Druck. »Mama, du hast uns beigebracht, dass man Versprechen halten muss – und zwar unter allen Umständen.«

Hatte ich. Als meine Kinder Kinder waren, wusste ich noch nicht, wie oft Versprechen nur der Beschwichtigung oder Verschleierung unlösbarer Situationen dienen oder der Schmerzvermeidung. Nicht selten ist das Versprechen eine Reflexion der Selbstüberschätzung. So auch bei mir, die ich noch nicht die Grenzen der eigenen Leidensfähigkeit erkannt hatte, vor allem bei drohendem Verlust der Selbstständigkeit.

Mein größter Kummer ist, mich selbst und die Kinder um den Abschied zu bringen. Wie gerne hätte ich sie um mich gehabt oder ihnen wenigstens einen Abschiedsbrief hinterlassen, ihnen noch mal gesagt, wie sehr ich sie liebe, ihnen gedankt für all das Schöne, das ich mit ihnen und durch sie erleben durfte. Aber mein Schmerz wiegt weniger schwer als das Leid, das ich ihnen zugefügt hätte und das sie mir vielleicht nicht hätten verzeihen können.

Dass ich Dir als einzigem Menschen mein Geheimnis anvertraue, ist eine Liebeserklärung. Du warst schon als Kind meine tapferste kleine Patientin, und es hat mich sehr glücklich gemacht, als Du Dich für die Medizin entschieden hast. Du bist eine wunderbare Ärztin geworden, eine der vom Aussterben bedrohten Sorte, denen das Wohl ihrer Patienten immer vorgeht, ihnen wichtiger ist als die Work-Life-Balance. Ich dachte, so was gäbe es nur

noch bei uns Hausärzten aus dem letzten Jahrhundert, die wir damals die Bergdoktor-Ideale verinnerlicht hatten. Ich habe Deinen Einsatz für mich umso mehr geschätzt, als ich selbst vom 24/7-Anspruchsdenken meiner Patienten nicht selten genervt war.

Als ich Dir damals sagte, ich hätte Verständnis, falls Du mich nicht persönlich behandeln wolltest, hoffte ich sehnlichst, dass Du es doch tun würdest. Du hast nicht mal gezögert. Zu wissen, dass ich Dich jederzeit erreichen konnte und durfte, war für mich wie ein Sicherungsseil beim Bergwandern – besonders, wenn es bergab ging. Für dieses kostbare Geschenk gibt es keine Worte. Außer: danke!

Cariño, ich wünsche Dir von Herzen alles Liebe für die Zukunft, ein glückliches und erfülltes Leben. Um Letzteres ist mir bei Dir nicht bange. Was das Glück betrifft, so kann man es nie wissen, aber beruhigenderweise lernt man, dass Glück keine zwingende Voraussetzung für Erfüllung ist.

Ich fürchte, dass mein Abgang Dich ein wenig traurig macht, bin aber zuversichtlich, dass Du am Ende ein nachsichtiges Grinsen für meine kleine Trickserei aufbringst. Oder zumindest ein Augenzwinkern. Mit einem solchen verabschiede ich mich.

In Liebe, Deine Henny

PS: Ich wäre geschmeichelt, wenn Du das als angemessene Gelegenheit für einen Schampus betrachten

würdest. Und falls es Dich nach dieser Lektüre gruselt, ruf zur Aufheiterung den Lover an!

Karin nimmt sich ein Taschentuch und wählt die Nummer des Lovers. Schon beim ersten Klingelton weiß sie, dass es sie keineswegs gruselt – und dass Aufheiterung das falsche Programm wäre. Sie sagt das Date freundlich ab und holt den Champagner. Mit einem mittellauten Plopp landet der Korken im Topf der YuccaPalme. Karin flüstert »Prost, Henny«, wickelt sich in ihre Kuschedecke und schlägt die *Abschiedsfarben* auf. Nach zwei Stunden ist die Flasche leer.

Glossar

Affektinkontinenz: krankheits- oder neurotisch bedingte Verminderung der Steuerungsfähigkeit von Gefühlsäußerungen, die in ihrem Ausmaß vom Betroffenen nicht oder nur eingeschränkt kontrolliert werden können.

Diffus großzelliges B-Zell-Lymphom (DLBCL): bösartige Erkrankung des lymphatischen Systems, das für die spezifische Abwehr von Krankheitserregern zuständig ist. Die Zellen dieses Systems (Lymphozyten vom B- oder T-Zell-Typ) sind weiße Blutzellen. Beim DLBCL sind die B-Lymphozyten betroffen. Das DLBCL gehört zu den aggressiven Lymphomen.

ICD-10-Code: Der ICD-Diagnoseschlüssel dient der amtlichen Klassifikation für ärztliche Diagnosen in der ambulanten und stationären Versorgung.

Ondansetron: Medikament gegen Übelkeit, Brechreiz und Erbrechen (Antiemetikum), das als Begleitmedikation in der Tumorbehandlung (Chemo- oder Strahlentherapie) oder bei Erbrechen nach Operationen bzw. Narkose eingesetzt wird.

Teerstuhl (Meläna): schwarz gefärbter Stuhl, meist infolge einer Blutung im Magen oder oberen Verdauungstrakt. Die Verfärbung wird durch Hämatin verursacht, das entsteht, wenn der rote Blutfarbstoff Hämoglobin mit Magensäure in Verbindung kommt. Das Eisen im Hämoglobin wird hierbei oxidiert, und es kommt zu einer Farbänderung. Teerstuhl riecht übel und ist glänzend.

Vollremission: komplette Rückbildung des Tumors

Quelle

Bernhard **Schlink:** Abschiedsfarben, Diogenes Verlag, Zürich 2022.